

**HEYNE <**

## DAS BUCH

Von einem Tag auf den anderen wird der dreißigjährige Hunter Witwer. Eben war sie noch da, jung und voller Elan, nun ist Kait fort – für immer. Hunters Herz ist gebrochen. Unfähig, in sein altes Leben zurückzukehren, nimmt er die Urne mit Kait's Asche, lässt alles hinter sich und macht sich auf die Reise, die er seiner Frau immer versprochen hat, einmal quer durch Amerika, von Ost nach West. Eine Reise, auf der er in die kuriosesten Situationen gerät und den schrägsten Figuren begegnet. In seinen Gedanken und Erinnerungen an ihr gemeinsames Leben, an glückliche Momente und verpasste Chancen ist Kait immer bei ihm. Aber was wird die Zukunft bringen? Wird es Hunter gelingen, Kait gehen zu lassen?

## DER AUTOR

Tom McAllister, 1982 in Philadelphia geboren, ist Redakteur beim *Barrellhouse Magazine*, Mitbetreiber des Podcast *Book Fight* und unterrichtet am English Department der Temple University in Philadelphia. Seine Kurzgeschichten erschienen in zahlreichen namhaften Zeitschriften.

Tom McAllister

*Was ich dir noch  
sagen wollte*

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Christa Schuenke

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *The Widower's Handbook* im Verlag Algonquin Books, Chapel Hill/New York

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.

Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967

Vollständige Taschenbuchausgabe 09/2016

Copyright © 2015 by Tom McAllister

Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Copyright © 2016 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,

nach der Originalgestaltung von FAVORITBOUERO, München

Umschlagabbildung: © gst und © Gizele / shutterstock.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41968-1

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## *Eins*

Du verliebst dich nicht auf den ersten Blick, nicht mal beim ersten Kuss, sondern erst viele Monate später, in jenem unauslöschlichen Moment, in dem du, eh es hell wird, in ihrem Bett aufwachst, dein Arm auf ihrem Brustkorb ruht, der Umriss ihrer Hüften sich deiner eigenen Silhouette anschmiegt wie ein Fluss und du das Gefühl hast, dass ihr zwei Puzzleteile seid, die ineinandergreifen, die nur dafür gemacht sind, zueinander zu passen und zu niemand anders. Im Zimmer ist es lautlos still, und du hast Angst, dich zu bewegen, weil du sie nicht stören willst, darum bleibst du liegen, ohne ein einziges Mal zu zwinkern, ohne Luft zu holen, fast eine Stunde lang, bis sie sich schließlich regt, sich die Lippen befeuchtet und sie an deiner Schulter weidet, ein wolkenweicher Kuss, wie die Liebkosung eines Geists.

Wenn sie aufwacht, möchtest du ihr sagen, dass du sie liebst, aber du sagst nichts, weil du Angst hast, dass sie womöglich nicht genauso empfindet, und so wartest du noch einen weiteren Monat ab und suchst die ganze Zeit nach der perfekten Art und Weise, die große Mitteilung zu machen. Sollst du ihr die gleichen nichtssagenden Grußkarten schicken, wie Tausende weniger verdienstvolle Frauen sie erhalten von Männern, die weniger ergeben sind als du? Ein singendes Telegramm? Ein Schriftzug am Himmel? Du ertrinkst fast in Liebe, bist unfähig, sie anzusehen, ohne dass dein Herz bebt, und abends weinst du unter der Dusche, weil du dir vorstellst, dass sie dich unweigerlich abweisen wird, weil du zu ungeschickt bist oder zu hässlich oder zu langweilig, als dass sie dich auf die gleiche Weise begehren könnte wie

du sie. Das Gesicht noch gerötet, die Augen verquollen, kommst du aus dem Badezimmer, ein Handtuch um den Körper, der dir plötzlich peinlich ist, und sie liest die Angst in deiner Miene, fragt, was los ist. In deinem Hirn hört sich die Antwort so an: Ich liebe dich und will dich niemals verlieren. Doch irgendwo zwischen Hirn und Mund verwandeln sich die Worte in: »Ich will dir nachspionieren«, und du merkst sofort, wie gruselig sich das anhört, und sie sagt: »Ja, das ist tatsächlich gruselig«, und du versuchst, ihr zu erklären, dass du ja eigentlich kein gruseliger Mensch bist. »Ich meine, ich will dich beobachten«, sagst du, und sie sagt, dass das auch nicht viel besser ist. Und weil du verstehst, dass sie sich um ihre Privatsphäre sorgt, weil du verstehst, dass sie im Grunde ein ängstlicher Mensch ist, ängstlicher, als sie es andere wissen lassen möchte, sagst du ihr: Es ist so. Du vertraust ihr total und vollkommen, und du willst ihr nicht auf *die* Art nachspionieren, sondern du möchtest sie doch nur beobachten, weil du sie so tief liebst und alles nur irgend Mögliche von ihr wissen möchtest, selbst die Dinge, die sie vor dir verstecken zu müssen meint; was du willst, ist einzig und allein, Wurzeln zu schlagen in deinem Wissen von ihr und dich einzuwickeln in ihr Sein. Und sie sagt: »Ja, das ist immer noch gruselig.« Und an dem Punkt denkst du, die einzige vernünftige Lösung ist vielleicht, dich kopfüber aus ihrem Schlafzimmerfenster zu stürzen und für immer zu verschwinden, aber da sagt sie: »Ich liebe dich auch.«

Du verliebst dich nicht in Brüste oder Beine oder ein Lächeln – obwohl du all das sehr wohl bemerkst, gar nicht umhin kannst, es zu bemerken, gleich als du sie zum ersten Mal siehst, in Shorts und einem weißen Tanktop, bei einem Freund vom College, oben auf dem Dach, bei einem Sommerfest –, sondern du verliebst dich in etwas Ungreifbares, in dieses hohle Gefühl, wenn sie gegangen ist, wie ein verhee-

render Hunger, die Sicherheit, die sie erzeugt, als werde ihre bloße Gegenwart dich vor den Schrecken der realen Welt beschützen. Dennoch tastet ihr euch in jedem privaten Augenblick vorsichtig ab, und du weißt, dass es bei ihr nicht irgendeine heftige körperliche Anziehung ist, sondern dass sie etwas Elementares an deinem Sein liebt und dich verschlingen möchte, überall auf dir herumkrabbeln möchte, wie eine Ameisenkolonie auf einem Stück Würfelzucker. Die Promis, die sie attraktiv findet, sehen alle völlig anders aus als du; sie sind kraftvoll und hochgewachsen, ihr Schatten steht permanent auf fünf Uhr, sie haben gebräunte Gesichter und ein Lächeln, das für Reklametafeln gemacht ist. An guten Tagen denkst du, du siehst ein bisschen aus wie Paul Newman, nur nicht ganz so sonnengebräunt und nicht ganz so fit – es sind die Augen, der Haaransatz, die Nase –, also sorgst du dafür, dass sie sich *Haie der Großstadt* ansieht, *Der Wildeste unter Tausend* und *Der Clou*, aber ihr fällt die Ähnlichkeit nicht auf, sie sagt bloß, so doll sei der Typ ja nun auch nicht. »Du gefällst mir viel besser als der«, sagt sie in einem Ton, dass du ihr wirklich beinahe glaubst. Sie sieht auch nicht unbedingt so aus wie die Promis, die du attraktiv findest, obwohl du ihr sagst, dass sie besser aussieht als die, und du sonst was tust, um die äußere Erscheinung irgendwelcher Promis, denen sie sich unterlegen fühlt, herunterzuspielen; denn die Wahrheit ist, dass sie tatsächlich die schönste Frau ist, die dir jemals ihre Aufmerksamkeit schenken wird, und du möchtest ihr klarmachen, dass sie nicht mit irgendwelchen Filmstars konkurrieren muss, denn Filmstars kommen überhaupt nicht vor in deiner Welt.

Du verliebst dich nicht, wie manche, in die Idee, verliebt zu sein, sondern in sie, einzig und allein in sie. Auf der Highschool und auf dem College, immer warst du ein Spätzähler, ein Statist im filmreifen Leben der anderen, in jeder

Gruppe nie mehr als der Viertcharismatischste; deine Rolle bestand darin, dich als Chauffeur zur Verfügung zu halten und hin und wieder einen sarkastischen Witz zu reißen, den deine Freunde später wiederholen und behaupten konnten, er sei auf ihrem Mist gewachsen. Und dennoch, wenn du redest, hört sie zu. Du fängst an, ihr Sachen zu erzählen, von denen du niemals gedacht hättest, dass du sie ihr erzählen würdest, Sachen, die keiner deiner Freunde weiß und vermutlich auch gar nicht würde wissen wollen – wie du dich, als du noch klein warst, immer in der Waschmaschine versteckt hast, gelacht hast, wenn du die Angst in den Stimmen deiner Eltern hörtest, was aber schlagartig vorbei war, als dein Vater einmal die Waschmaschine angemacht hat, während du drin warst, daher auch die gescheckte Narbe an deinem Unterarm; wie deine Großmutter dir zum Geburtstag ein Fernrohr kaufte, das du aber nur dazu benutzt hast, die Nachbarstöchter zu beobachten, Zwillinge, ein paar Jahre älter als du, die du jahrelang von einem standfesten Baum aus bespitzelt hast, bis zu dem Tag, an dem sie abgereist sind, um aufs College zu gehen; wie du dir, wenn du Langeweile hattest, die Zehennägel abgekaut hast, das Bein verbogen und direkt zum Mund und dann geknabbert wie ein unbehaarter Orang-Utan; wie du einmal in einem Gemischtwarenladen für siebzig Dollar Beef Jerkies geklaut und einen nach dem andern an den Hund des Nachbarn verfüttert hast, einfach so zum Zeitvertreib. Wortschwalle, die flehentlich darum bitten, dass jemand zuhört, und wenn du denkst, jetzt hast du keine Geheimnisse mehr übrig, findest du jedes Mal noch mehr und immer mehr und schwallst immer weiter, und du denkst schon, dass du zu viel redest, aber sie fragt nach, lacht an den richtigen Stellen und sagt Dinge wie: »Das ist ja interessant«, und: »Du solltest mehr Selbstvertrauen haben«, und mit der Zeit merkst du, wie du dich weniger gehen



lässt, deutlicher sprichst, achtgibst, dass deine Stimme trägt, bei Firmenevents wie Dinnerpartys oder Bowlingabenden ihre Freundinnen und Arbeitskollegen bezauberst. Sie findet dich lustig, und du findest sie clever, und wenn euch der Rest der Welt zu sperrig wird, dann zieht ihr euch zurück und redet. So nach und nach rangierst du deine Freunde aus, lässt dich nur manchmal notgedrungen noch in irgendwelchen Kneipen blicken, um mal zu schauen, was die Leute inzwischen so treiben, peinliche Highschool-Geschichten aufzuwärmen und dabei derart oft Fragen wie »Und wie ist es bei dir so gelaufen?« zu stellen, dass sie dich schon langsam Shorty nennen, weil du immer bloß Kurzfassungen, Stichworte und Charakterskizzen hören willst, anstatt dir die Mühe zu machen, die Leute einmal wirklich als Menschen kennenzulernen. Alle sagen: »Hey, verdammt, wo hast du denn gesteckt?«, auch wenn sie die Antwort längst kennen.

Du wohnst bei deinen Eltern, und sie wohnt bei ihrer Mutter, ihr schläft beide in euern alten Kinderzimmern: Nach dem College war es das Vernünftigste, zu Hause zu bleiben und zu sparen, damit man sich später ein eigenes Haus leisten kann und nicht zur Miete wohnen muss, und bis auf die gähnende Entfernung, die zwischen deinem Zuhause in Hartford, Connecticut, und ihrem in Philadelphia klafft, hat sich diese Regelung bestens bewährt, wenn du auch manchmal abends keine Lust hast, deiner Mutter beim Essen in allen Einzelheiten zu erzählen, wie du den Tag verbracht hast, oder ihr zu erklären, warum dein Studienabschluss in Englisch dir nicht geholfen hat, einen Job an Land zu ziehen, und jetzt, nachdem du dieses Mädchen getroffen hast, kriegst du zu Hause keine Luft mehr, und eure Liebe lässt euch die Möglichkeiten des Universums schier grenzenlos erscheinen – ganz im Gegensatz zur Wirklichkeit deiner momentanen Lebensumstände, die in jeder Hinsicht äußerst begrenzt

sind. Du sagst deiner Mutter, dass du dich wahrscheinlich bald nach einer eigenen Bleibe umtun wirst – Zeit, dass der Vogel endlich ausfliegt. Sie sagt, du sollst nicht immer so tun, als hättest du eine poetische Ader, du hast nämlich keine.

Deine Mutter nennt dein Zimmer einen Schrein, und du sagst, sie soll dir nicht auf die Nerven gehen, es handelt sich doch schließlich bloß um ein paar Bilder und eine Handvoll Ansichtskarten, keine große Sache. Dein Vater sagt: »Du magst das Mädel wirklich, hm?« Und du versuchst, dich cool zu geben, zuckst die Achseln und sagst: »Ja, klar, sie ist echt hübsch, dir gefällt sie doch auch, oder?« Worauf er sagt, sie scheint ganz nett zu sein, obwohl man sie ja nicht gerade oft zu sehen kriegt, und dass er sich allmählich fragt, warum du sie so versteckst. Und dann sagt dein Vater noch: »Ich weiß ja, wie das ist, wenn man zum ersten Mal 'ne Freundin hat.« Du sagst, es ist gar nicht das erste Mal, es gab schon jede Menge vor ihr, die hast du bloß nicht mit nach Hause gebracht. Aber das stimmt nur zu einem Viertel, weil du nämlich noch nie ein anderes Mädchen mit nach Hause gebracht hast, und du hast in deinem Leben mit vielen anderen Mädchen geredet, und auf dem College hast du dich bei fünf verschiedenen Gelegenheiten auf Oralsex eingelassen, und überhaupt gab es schon hin und wieder Freundinnen, aber nie was Ernstes, bloß welche, die dich ins Kino oder auf Partys begleitet haben. Aber das alles sagst du deinem Vater nicht, weil du auf den Bildschirm deines Laptops starrst und dich durch die aktualisierten Statusmeldungen aus dem Leben deiner Freunde scrollst. Dein Vater steht ein paar Minuten hinter dir, schwer atmend wegen seines Bluthochdrucks und seiner schwachen Lunge, dann geht er endlich. Du schickst ihr eine SMS und fragst, ob du sie dieses Wochenende besuchen kannst, und sie sagt: »Klar!« Mit Ausrufezeichen sagt sie das.

Du verliebst dich nicht in sie, weil sie wie deine Mutter ist oder weil sie der Typus Frau ist, den du erwartungsgemäß heiraten sollst, sondern weil du gar nicht anders kannst. Du reizt deine Kreditkarte aus und machst mit ihr zur Feier eures neunmonatigen Jubiläums eine Karibikkreuzfahrt, obwohl du weißt, dass ein Jubiläum per definitionem nichts ist, was monatlich begangen wird, aber solange sie sich im Monatsrhythmus an euer Jubiläum erinnert, tust du es auch. Dein Vater behauptet, eine Kreuzfahrt sei der ultimative Test für eine Beziehung; wenn man es eine ganze Woche miteinander aushält, zusammen auf See, wo's kein Entkommen gibt, dann hat die Liebe Bestand. Nachbarn und Freunde brennen förmlich darauf, dir ihre eigenen Liebesprüfungen mitzuteilen, die alle merkwürdig konkret (oder präzise oder typisch oder speziell) sind und vielleicht allzu sehr ihr eigenes Scheitern offenbaren. Deine Mutter sagt, der ultimative Test ist ein Road Trip, eine Rundreise mit dem Auto durch sämtliche Bundesstaaten der USA, und auch die machst du mit ihr, ihr fahrt von Hartford aus in nördlicher Richtung bis rauf nach Maine, und wenn ihr wiederkommt, habt ihr dreihundert Fotos und einen Koffer, der unter der Last mehrerer Kisten Ahornsirup ächzt. Ein Kollege aus der Autovermietung sagt, der ultimative Test sei, Fotoalben aus der Kindheit anzuschauen und sich dann immer noch zu mögen, und so organisierst du einen Abend zum Alben-Anschauen, und durch die Bilder steigt deine Begeisterung nur noch mehr, weil sie es irgendwie geschafft hat, die gesamte gackelige Teenagerphase auszulassen, von der selbst Supermodels nicht verschont bleiben, und noch in ihren unschmeichelhaftesten Momenten genauso aussieht wie der Mensch, den du liebst. Dein älterer Nachbar sagt, der eigentliche Test ist das Zusammenleben, und nachdem ihr ein Jahr miteinander gegangen seid, sagst du ihr, dass du mit ihr zusammen ein Haus kaufen möchtest.

Sie sagt: »Ich ziehe nirgendwohin, solange ich keinen Ring kriege«, und du sagst, diese ganze moderne Heiraterei sei doch der reinste Nepp, überteuerter Kitsch, vertrieben von Horden betrügerischer Händler, die es alle bloß auf deine Kohle abgesehen haben, und als Gegenleistung erklären sie deine Liebe mittels schmucker Dekoration auf Torten oder prompter Lieferung von Callasträußen für rechtsgültig. Du sagst ihr, dass die ganze Hochzeitsindustrie von den naiven Träumen irgendwelcher Mädchen zehrt, die mit der Illusion aufgewachsen sind, dass sie Prinzessinnen und für eine königliche Hochzeit bestimmt seien, und dass, sollte die Inszenierung der exquisitesten Party schief gehen, wahrscheinlich auch die Ehe schief gehen und mithin zur Manifestation des ewigen Unglücks einer Frau geraten wird, weil die Händler und Großhändler der Liebe die Frauen glauben machen wollen, dass sie, wenn sie nicht verheiratet sind, weder glücklich werden noch sich selbst verwirklichen können. Sie sagt, das ist ihr alles egal, sie will verheiratet sein, und ob du bitte mal aus der Hüfte kommen könntest, du seist vierundzwanzig, und es sei an der Zeit, erwachsen zu werden, und obwohl sie recht hat, findest du die Idee nach wie vor nicht so prickelnd, dreißigtausend Dollar, die du nicht hast, für ein rauschendes Fest auszugeben, das du selbst noch nicht mal richtig genießen kannst, weil du so damit beschäftigt bist, dich um das Wohl der Gäste zu kümmern, dass du gar nicht dazu kommst, deine eigene Torte zu essen. Aber ein paar Wochen später ist er da, der Heiratsantrag, auf Knien, mitten auf dem Rittenhouse Square in Philly, ein abgedroschener, phantasieloser Heiratsantrag, wahrscheinlich sind an dieser Stelle schon fünfzehntausend Heiratsanträge gemacht worden, und später entschuldigst du dich für die Abgedroschenheit des Heiratsantrags, aber dir sei wirklich nichts anderes eingefallen, was nicht verboten teuer gewesen wäre, und auch jetzt

noch ist da das Bedauern, es nicht richtig gemacht zu haben und ihr die entzückende, denkwürdige Story schuldig geblieben zu sein, die sie all ihren hochzeitsbesessenen Freundinnen erzählen könnte, wenn die sie bitten würden, den Augenblick für sie noch einmal Revue passieren zu lassen.

Und dann vergeht das nächste Jahr wie im Fluge mit Planungen und Hauskauf und Gratulationen und Geschenken und einer Party und noch einer und noch einer und der Hochzeit und aus tiefstem Herzen kommenden gegenseitigen Liebeserklärungen auf dem Gipfel des Pocono Mountain, wohin ihr eure Hochzeitsreise macht, weil eure gesamten Ersparnisse für die Hochzeit und das neue Heim draufgegangen sind, aber bald werdet ihr eine richtige Hochzeitsreise machen, vorausgesetzt, ihr verhaltet euch verantwortungsvoll und seid sparsam.

Du versprichst ihr, dass ihr eines Tages in der Lage sein werdet, das Versäumte nachzuholen und euch richtige Flitterwochen zu leisten, dass ihr reich sein und für immer Urlaub machen werdet, und dass ihr sein werdet wie die Leute im Film, dass sich euer Leben immer vor umwerfenden Kulissen abspielen wird. Du bestehst darauf, dass ihr beide überaus weltgewandt sein werdet, Leute, die mit Fug und Recht behaupten können: »Im Mai möchte man nicht nach Belize reisen«, oder: »Die irische Küche unterscheidet sich in bemerkenswerter Weise von der schottischen«, oder: »In Doha war es ja ganz nett, aber mir persönlich war Dubai doch sehr viel lieber.« Sie sagt, sie braucht das alles nicht, aber du weißt, dass sie lügt, und du siehst den sehnsüchtigen Blick in ihren Augen, wenn sie sich im Kabelfernsehen Reisedokus anschaut, und merkst, wie gerne sie die Reality-TV-Familien bekrittelt und verhöhnt, die Dinge erleben, die sie nicht erleben kann.

Ihr eröffnet ein gemeinsames Konto und schließt exorbi-

tant hohe Lebensversicherungen ab, und ihr kauft euch ein gemeinsames Auto und ein breites Bett, weil sie immer so herumfuchtelt im Schlaf, und ihr lasst das Dach neu decken und unterhaltet euch darüber, einen Kamin einbauen und in den Zimmern Laminat verlegen zu lassen, und fangt an, die Küche neu zu streichen, ladet Gäste ein, und jeder bringt etwas zum Essen mit, ihr gebt Cocktailpartys. Die Nächte bringt ihr damit zu, die Orte aufzuzählen, die ihr gern bereisen möchtet, die Sehenswürdigkeiten, die du besichtigen, und die Erinnerungen, die du erzeugen möchtest, die Fotoalben, die ihr füllen möchtet, um sie unter euren neidischen Freunden herumzuschicken und sie später weiterzugeben an eure Kinder und Enkel. Sie entwirft eine Tabelle mit den potenziellen Daten, Kosten und Reisezielen, und ihr teilt euren Familien mit, dass sie im Juni 2018 nicht mit euch rechnen sollen, weil ihr da mit der Transsibirischen Eisenbahn unterwegs sein werdet, aber der Juli desselben Jahres sei kein Problem. Ihr kauft euch neue Koffer und neue Kleiderschränke. Ihr besorgt euch Reisepässe, internationale Führerscheine und Sprachführer. Ihr recherchiert die relative Stärke ausländischer Währungen. Das Leben besteht nur noch aus obsessivem Planen und aus Konsolidierung. Ihr schneidet Coupons aus und studiert Reisebeschränkungen, sie macht Überstunden, und an erschöpften, elenden Abenden, wenn sie kaum noch die Augen offen halten kann, weil die Migräne ihr im Kopf rumtrampelt, sagst du zu ihr, ich weiß, dass du jetzt unglücklich bist, aber später einmal wird sich all das gelohnt haben, weil ihr gerade den Grundstein legt für ein ganzes Leben voller Glück, aber das zählt jetzt alles nicht mehr, denn sie ist tot und sie ist tot und sie ist tot und sie ist tot und sie ist tot, und sie kommt nicht zurück.

## Zwei

Am Montag ging Kaitlyn Cady aus dem Haus, um einen Achttausendmeterlauf zu machen, am Dienstagabend bekam sie starke Schmerzen im Unterleib, am Mittwochmorgen war sie tot, am Donnerstag wurde sie eingäschert und in einen Würfel aus rostfreiem Stahl geschüttet, und am Freitag lieferte ein Fremder sie ab bei ihrem Mann, bei Hunter.

Ihren Tod als *plötzlich* zu beschreiben, hieße, ihn auf ein Klischee zu reduzieren, nicht der Schnelligkeit gerecht zu werden, mit der sie aufhörte zu sein. Von *plötzlich* spricht man im Zusammenhang mit dem Hupen eines Autos oder dem Fallen eines Tellers auf Keramikfliesen oder dem Blitzstrahl eines rasch durchziehenden Sommergewitters. *Plötzlich* bezieht sich nicht auf Menschen, die sterben, und das sollte es auch nicht, und doch ist es das Wort, das Hunter immerzu von allen Seiten hört. Alle klopfen ihm auf die Schulter, schütteln mit ernster Miene den Kopf und sagen: »Es kam so verdammt plötzlich.« Sie schneuzen sich die Nase, drücken ihm die Hand und sagen: »Unfassbar, wie plötzlich das kam.« Sie umarmen ihn, machen ihm das Hemd mit ihren Tränen nass und sagen: »Das war so plötzlich. Es kommt mir vor, als ob ich gestern noch mit ihr gesprochen hätte.«

Auf der Fahrt ins Krankenhaus hat er gelacht. Hat einen unbesonnenen Witz über Menstruationskrämpfe gemacht. Hat gedacht, das würde ihre Stimmung heben, ihr helfen, sich besser zu fühlen. Sie hat nicht gelacht, und da hat er das Radio angemacht und so getan, als ob er nichts gesagt hätte.

Und dann war er es, der die Nachricht überbringen musste. Allen. Und dabei hatte er doch nicht mal jemandem erzählt,

dass ihr's nicht gut ging – seine milde Form, gegen die Tyrannei ihrer Familie zu protestieren, die sie fortwährend über jedes nur irgend denkbare Medium mit Informationen gefüttert hatte, am Telefon, auf Twitter, Facebook, auf allen möglichen Webseiten, auf denen man Fotos einstellen kann, per E-Mail, per SMS, besonders per SMS, jedes Mal, wenn irgendwem in der Familie Dixon irgendwas Bemerkenswertes passiert war, wobei die Bedeutung von *bemerkenswert* so weit gefasst war, dass auch die neusten Nachrichten über den der Schule verwiesenen Neffen oder die Verdauungsstörungen der Cousine darunter fielen, sodass man jeden Tag Berge von redundanten Informationen ausfiltern musste, was auch der Grund war, weshalb Hunter, als Kait ihren Bruder anrufen und ihm von ihren Unterleibsschmerzen berichten wollte, gesagt hatte: »Jetzt warte doch erst mal ab, man muss ja nicht ständig allen alles mitteilen.« Nicht, dass es am Ergebnis irgendwas geändert hätte, wenn die anderen informiert gewesen wären, wohl kaum. Aber vielleicht ja doch.

Er wusste, dass er als Erstes Sherry anrufen musste, Kait's Mutter, aber er wusste nicht, wie er dieses qualvolle Gespräch überstehen sollte, und er hatte Angst, wenn er vorher mit ihren Brüdern sprach, dass die dann ihm die Schuld geben würden und das Bedürfnis hätten, ihn zu verprügeln, und so kam es, dass die Erste, die er anrief, nachdem er vom Tod seiner Frau erfahren hatte, Linda war, eine von Kait's Arbeitskolleginnen aus der Bank, eine flüchtige Bekannte, die aber trotzdem so heftig weinte, dass ihre Tränen Hunters Telefon regelrecht unter Wasser setzten und er ganz feuchte Ohren bekam.

Zwölf Telefonate führte er, bevor er jemanden von der Familie anrief, und da war er vom vielen Wiederholen der Geschichte schon so abgestumpft, dass er sie rein mechanisch runterspulte und sich zutraute, ohne Zögern Herzen zu brechen. Und doch, als er Sherry am anderen Ende der Leitung



wehklagen hörte, verschlug es ihm die Sprache, er konnte keine einzige ihrer Fragen beantworten und gab das Telefon weiter an die Krankenschwester, die neben ihm stand.

Eine andere Krankenschwester sagte Hunter, wenn er wolle, könne er den Leichnam sehen. Er wollte nicht nur nicht, sondern es erschien ihm als das Schlechtestmögliche, was jemand in diesem Augenblick tun konnte, sich Kait's Leiche anzusehen, und so sagte er nein, die Krankenschwester aber hängte sich trotzdem bei ihm ein und führte ihn durch eine Reihe von Türen und Vorhängen, bis er vor dem Leichnam stand, und er hätte schwören können, dass er sie atmen sah, nicht nur das Auf und Ab der Brust, sondern den Atem selbst, als wären sie bei Frost im Freien. Er wollte den Atem in einem Krug auffangen und ihn mitnehmen, in Krisenzeiten den Deckel öffnen und ihr Wesen einatmen. Er konnte sich nicht überwinden, sie zu berühren, hatte Angst, durch den Türrahmen zu treten, und die Krankenschwester sagte, dass sie das versteht und dass es sehr, sehr schwer ist, einen geliebten Menschen zu verlieren. Hunter nickte, sagte: »Bitte, nicht mich alleine lassen.« Und die Krankenschwester nahm an, er rede mit Kait, und ließ ihn allein.

Als offizielle Todesursache wurde eine schwere innere Blutung angegeben, verursacht durch Tubenruptur infolge Extrauterin gravidität, einen mit der folgenden Realität geschwängerten Zustand also: Sie hatten zusammen ein Kind gezeugt, und dieses Kind hatte Kait getötet oder, genauer gesagt, Hunter selbst war die Mordwaffe, er war es, der ihr das zerstörerische Ding eingepflanzt hatte. Hätte er ihr Anthrax unter die Haferflocken gemischt, säße er jetzt im Gefängnis, so aber wird er von allen bemitleidet, als habe er nicht das Geringste damit zu tun. Als sei das alles nicht seine Schuld.

Sie sind alle bei ihm zu Hause – ihre gesamte Verwandtschaft, nicht seine, er hat keine Verwandten außer seinen Eltern. Als er aus dem Krankenhaus kommt, stellen die Brüder gerade das Fensterbrett in der Küche mit leeren Bierdosen voll, Sherry liegt bäuchlings auf der Couch, ein Neffe, besessen vom Tod wie viele kleine Jungs, rennt ziellos um den Küchentisch herum und beschießt alle mit seinen imaginären Pistolen. Brutus, der älteste Bruder, wirft Hunter, der auf dem Boden sitzt, eine Dose Budweiser rüber, die er öffnet und die nächsten drei Stunden schwitzend im Schoß hält, während die Brüder dieselben Geschichten über Kait erzählen, die sie bei allen Festivitäten und bei allen früheren Familientreffen erzählt haben, eine Litanei aus palliativen Anekdoten, die allen in der Runde so vertraut sind, dass sie, ohne hinzuhören, die Details einsetzen könnten: wie Kait und ihre Freundinnen in der sechsten Klasse von der Polizei aufgegriffen wurden, weil sie einem anderen Mädchen aus Eifersucht Steine ins Fenster geschmissen hatten; wie Billy, der mittlere Bruder, einem Freund Geld gegeben hat, damit er sich in Kait's Zimmer im Wandschrank versteckt und sie heimlich beobachtet, und wie sie danach eine Woche nicht mit Billy geredet hat; wie sie einen ganzen Sommer lang heimlich zu einem Logopäden ging, um ihren Philadelphia-Dialekt loszuwerden, der aber, wenn sie aufgeregt war, trotzdem durchkam; wie eifrig sie Max, dem jüngsten Bruder, half, sich für den Schulball feinzumachen, und wie sie heulte, als sie ihn mit seiner Fliege und dem Kummerbund sah, wie wütend sie war, dass er sich betrunken und nach dem Tanz seinen Smoking verloren hatte und in Unterhosen heimgetorkelt kam.

Sherry bewegt sich kaum, doch hin und wieder sieht es aus, als ob sie zittert, und manchmal hören sie ihr leises, tränenersticktes Lachen. Hunter sagt nichts, hat nichts zu sagen.

Wenn jemand stirbt, sind die Menschen im Umfeld des Hinterbliebenen auf einmal irrsinnig, ja geradezu irritierend hilfsbereit, das geht so weit, dass Hunter nichts mehr alleine machen darf, nicht mal so einfache Sachen wie ein Glas Wasser einschenken oder überhaupt irgendetwas aus eigener Kraft tun. Sie antworten an seiner Stelle auf Fragen, die an ihn gerichtet sind. Sie kochen und putzen und würden ihm auch noch das Essen vorkauen, wenn man sie ließe. Hunter verbringt volle zwei Tage damit, von Kaits Freunden und Verwandten hierhin und dorthin verfrachtet zu werden, wie eine zu groß geratene Puppe; er wird in seinem eigenen Haus zum Requisit in einem Stück über seine eigene Trauer.

Willow, seine Mutter, trifft am zweiten Morgen ein. Yogamatte unterm Arm, Canvastasche über der Schulter, steht sie in der Tür, die quietschend ihre Ankunft verkündet (Hunter hatte vorgehabt, das mit dem Quietschen in Ordnung zu bringen, seit Monaten hatte er darüber nachgedacht, es in Ordnung zu bringen, und ständig neue Gründe erfunden, warum er es nicht in Ordnung brachte). Kaits Brüder lümmelten betrunken auf den Sofas und auf dem Fußboden herum, stöhnten, räkelten sich und gähnten um die Wette. Hunter blieb unten bei ihnen, lag die ganze Nacht auf dem Boden, wollte sich noch nicht seinem leeren Bett aussetzen. Er schlief kaum, wünschte, er hätte überhaupt niemals geschlafen; kein Mensch kann an dem Tag, an dem die eigene Frau gestorben ist, nachts friedlich einschlafen, da kann man noch so müde sein.

Willow flutet den Raum, unaufhaltsam, geht neben Hunter in die Knie, ertränkt ihn förmlich in einer Umarmung. »Ich bleibe hier, solange du mich brauchst«, sagt sie, und dann beginnt sie, die leeren Bierdosen einzusammeln und sie nach draußen zu schleppen zum Wertstoff-Container.

Willow bringt ihn dazu, mit ihr in die Altstadt von Philadelphia zu fahren, angeblich, weil sie sich die Independence Hall ansehen möchte und die Freiheitsglocke und das landesweit erste Postamt, aber auch, damit sie ihn ablenken kann. Sie sagt, es ist ein schöner Tag, was auch stimmt, es ist einer dieser Tage, die Leute zu Gedichten inspirieren und zu Folksongs und dergleichen, ein Tag, den Hunter normalerweise »lebensbejahend« nennen würde, den er aber jetzt als blanken Hohn empfindet, unangemessen. Auf jedem freien Fleckchen Gras liegen Menschen in der Sonne, ausgestreckt wie Leichen auf einem Schlachtfeld. Willow führt ihn zu einem Restaurant, wo es farmfrische Naturkost gibt, und fragt die Bedienung, ob sie bitte draußen sitzen könnten. Während Hunter in seinem Salat stochert, erzählt sie ihm, wie sie einmal auf dem College mit ihrer Softballmannschaft zu einem Turnier in Philadelphia war. Der Trainer hatte ihnen die historischen Sehenswürdigkeiten zeigen wollen, sie aber hatte sich heimlich davongeschlichen und war in South Philly in eine Bar gegangen und deswegen aus dem Team geflogen. »Ich war eine ganz Schlimme damals«, sagt sie lachend und tritt ihm unterm Tisch ans Bein, bis er sich ein Lächeln abringt. »Das war natürlich vor deinem Vater.«

»Jack hätte es bestimmt so richtig krachen lassen, wenn er mit dabei gewesen wäre«, sagt Hunter

»Damals war er anders. Du hast doch die Fotos gesehen.« Sie meint vor allem ihr Lieblingsfoto: Jack, sein Vater, sitzt an einer Bahnlinie im Gras, wilder Bart, die Jeansjacke am Ellbogen zerrissen, rotes Bandana als Stirnband, damit die Haare ihm nicht ins Gesicht fallen, Zigarettenrauch zum Himmel blasend, sieht er aus wie ein Statist in *Easy Rider*. Dutzende Male hat sie Hunter Fotos von Jack in seiner College-Zeit gezeigt, immer mit Kommentaren wie: »Ob du's glaubst oder nicht, dein Vater war ein echter Freigeist.«

»So einer wie dein Vater, der kommt mit so was nicht gut klar«, sagt Willow.

»Du nimmst ihn immer in Schutz, schon dein ganzes Leben lang.«

»Erzähl du mir nicht, was ich mein ganzes Leben lang mache«, sagt Willow. »Ich kenne deinen Vater, seit ich zwanzig war. So ist er eben, und ich hab mich damit abgefunden.«

Hunter schnipst einen Croûton von seinem Teller auf die Straße. Willow streicht mit dem Finger durch den Kondensfilm an ihrem Wasserglas und beugt sich über den Tisch. Mit ihrem feuchten Finger zeichnet sie ihm ein Kreuz auf die Stirn, als würde sie ihn salben. »Ich hab immer gehofft, du würdest langsam lernen, nachsichtiger zu sein.«

Sein Heim ist heimgesucht: von Arbeitskollegen, von Kommilitonen, von Nachbarn und Exfreunden, und von ganz vielen Dixons, die er zum größten Teil seit der Hochzeit nicht mehr gesehen hat. Sie strömen durch sein Haus, leeren die Teller mit Sandwiches und Obst, die scheinbar stündlich angeliefert werden, als ob die Leute denken, das Problem ist gar nicht, dass Kait tot ist, sondern, dass sie Hunger hat. Alle nieselang klingelt es an der Tür, weil immer mehr Sandwiches und Blumen gebracht werden müssen, und er fühlt sich verpflichtet, jedem Lieferanten ein Trinkgeld zu geben, und fragt sich, durch das unheilvolle Gemisch miteinander wetteifernder Düfte an Fäulnis erinnert, was eigentlich in seinem Zustand Blumen helfen sollen. Hunter sitzt am äußersten Ende der Couch, indes kleine Nichten, Neffen und Cousinen auf dem Boden herumwuseln und sich gegenseitig mit Obststücken beschießen und ein nicht näher identifizierter weiterer Verwandter in der irrigen Annahme, dass er a) ein guter Gitarrist sei und b) Kait, die angeblich ein großer Fan seiner Arbeit war, es so gewollt hätte, auf der Gitarre herum-



Tom McAllister

**Was ich dir noch sagen wollte**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-41968-1

Heyne

Erscheinungstermin: August 2016

Von einem Tag auf den anderen wird der dreißigjährige Hunter Witwer. Eben war sie noch da, jung und voller Elan, nun ist Kait fort – für immer. Hunters Herz ist gebrochen. Unfähig, in sein altes Leben zurückzukehren, nimmt er die Urne mit Kait's Asche, lässt alles hinter sich und macht sich auf die Reise, die er seiner Frau immer versprochen hat, einmal quer durch Amerika, von Ost nach West. Und er erkennt: Es ist nie zu spät, zu zeigen, wie sehr man jemanden liebt.



[Der Titel im Katalog](#)